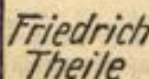


Gr. 297.

Freitag, den 20. Dezember 1907.

22. Jahrgang.



Deutsche Sieger im Auslande

burt ist, hat schon mehrere Jahre hindurch die deutschen Bahnen auf den in- und ausländischen Nordseebahnen als Dauerfahrer glänzend vertreten. Der Flieger Fritz Theile ist 1884 in Berlin geboren, mit 18 Jahren kam er auf die Nordseebahn und hat seitdem ebenfalls eine Reihe schöner Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Die Annehmlichkeit des Sterbens. Ludwig XIV. soll im letzten Aufseuffen vor dem Tode gesagt haben: „Ich hätte nie geglaubt, daß es so leicht wäre, zu sterben.“ Nach mancherlei Begegnissen, die ein französischer Gelehrter gesammelt hat, ist anzunehmen, daß die Empfindungen kurz vor dem Tode keineswegs unangenehm, manchmal sogar ein wenig humoristisch von Natur sind. Ein Alpinist, der von einem Bergsturzgefahr abstürzte, der durch einen alldämonischen Zufall dennoch am Leben blieb,

erzählte, daß er bei dem Sturz, bei dem er einem sichern Tode entgegenjah, neugierig darauf wartete, ob er auf Helsen oder auf Rasen fallen würde. Ein Ertrinkender, der noch im letzten Moment gerettet wurde, erklärte, daß er im Moment des Untergehens nur einen Gedanken hatte: ein Bedauern darüber, einen Roman, den er gekauft habe, nicht mehr lesen zu können. Von einem Maurer, der aus der fünften Etage abstürzte, erzählt man, daß er im Vorbeigehen aus der zweiten Etage hörte, wie ein Kollege anstieß: „Ach Gott, der arme Teufel!“ und darauf geschäftig antwortete: „Na, bis jetzt geht es ja ganz schön.“ Doch soll es auch vorkommen, daß das Ende qualvoll ist. Ein Erhängter, der noch rechtzeitig abgeschnitten wurde, erzählte, daß in dem kurzen Augenblick, da er am Stile hing, er eine große Reize zu machen glaubte. Er kam durch eine fremde Welt von Selbstmördern, die ihm ihre Wunden zeigten und einen infernalischen Tanz um ihn anführten. Er versicherte, daß dies ihn für immer von Selbstmordgedanken geheilt habe. Aber dieser Sterbende war, wie der Gelehrte mittelst, ein höchst empfindsamer Mensch, der sich lange mit den Selbstmordgedanken trug und sich wohl vorher schon mit solchen Bildern beschäftigt haben mochte.

Gegen die Lichtreflexe. Eine Anzahl Künstler, an ihrer Spitze der bekannte Maler und Illustrator Walter Crane, der Präsident der „Arts and Crafts Society," hat wie aus London geschrieben wird, einen Protest gegen die in London schrecklich

überhand nehmenden Lichtannoncen erhoben. Es ist gar kein Zweifel, daß London durch die mannshohen Reflamedruckmaschinen an den Fassaden der Häuser bei Tag und durch die farbigen Lichtworte bei Nacht derunkeltet wird. Insbesondere der von Wortsworth bejüngene und von Whistler mit Vorliebe auf der Leinwand festgehaltene Rai der Thymse von der Westminsterbrücke stromaufwärts, der in den Abendstunden mit seinen leichten Nebeleffekten zu den materiellen Anbliden der Welt gehört, leidet sehr unter den bunten Reflakmen. Und um diese Whistler-Kolturnen rein zu erhalten, wurde der Protest erhoben. Ob es etwas nützen wird, ist mehr als zweifelhaft.

Die **Widderthat**. Ein merkwürdiger Prozeß spielte in diesen Tagen vor den Pariser Gerichten: Herr Guillemin wollte heiraten und suchte durch die Zeitung eine wohlhabende Gattin von geeignetem Alter. Eine Dame meldete sich. Die beiden sahen sich. Aber die Dame empfing den Herrn stets im Dämmer ihres Boudoirs. Dort gefiel sie dem Heiratskandidaten sehr, zumal sie sich als die Eigentümerin von mehreren Häusern ausweisen konnte. Am Tage der Hochzeit erfuhr Herr Guillemin jedoch, daß seine Braut eine etwas wilde Vergangenheit gehabt habe. Sie hat in den ersten Jahren der Republik durch ihre Galanterien ein hübsches Vermögen erworben und hat ferner wegen dieser Galanterien einige Jahre Gefängnis durchgemacht. In diesem Leben ist sie aber trotz ihrer jetztigen Jahre sehr frisch und jugendlich und heiter geblieben. All das will Herrn Guillemin nicht einleuchten. Er fühlt sich geprellt und will nicht der legitime Erbe dieser fröhlich erworbenen Reichthümer werden. Die Richter drücken mit Kopfschütteln seinen Fall.

Die Juwelen des Sultans. Der „N. B. a. M.“ wird aus Paris geschrieben: Schon vor einigen Monaten hatte, wie schon gemeldet, der Marokkosultan Abdul Aziz seine Angehörigen nach Paris geschickt, damit sie für ihn einen kräftigen Punsch bewerkstelligten. Aber die Söhne des Propheten hatten keinen Erfolg, auch dann nicht, als sie auf die Juwelen hinwiesen, die in Marokko vorhanden seien. Sie kehrten zurück und packten all die gerühmten Schätze ein und brachten sie nach der französischen Hauptstadt. Und nun wurden ihre Bemühungen von größtem Erfolge gekrönt. Seit zehn Tagen sind Experten damit beschäftigt, den Wert dieser Kleinodien festzustellen. Sie haben ihr Votum dahin abgegeben, daß die Steine zehn Millionen wert seien, und das städtische Bandamt wird also diese Summe herleihen.



* Wiesbaden, 19. Dezember 1907.

Schluß des Berichtes.

Der Vorsitzende Bartmann-Vöbde eröffnet die Verhandlungen des heutigen Tages gegen 10 Uhr. Die Kammer tritt gleich in die Erledigung der Tagesordnung ein. — Die Wahlen vollziehen sich durch Zufalle. Der Vorstand wird im Ganzen in seiner bisherigen Zusammensetzung beibehalten und besteht in der Folge aus den Herren Bartmann-Vöbde als Vorsitzender, Landrat von Heimburg als Stellvertreter, Landwirt Leber-Stierstadt, Landwirt Ehardt-Reuhütte, Gutspächter Fräbe-Waldmannshausen, Bürgermeister Schön-Negbach und Landwirt Wilh. Stritter-Wiebrich, sowie den folgenden Herren als Stellvertreter: Landwirt Faust 2-Hofheim, Bürgermeister Körner-Wehen, Landrat Duderstadt-Dies, Land

Berlin. Bankdiskont 7 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 8 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 7 $\frac{1}{2}$ %

[illegible]

Späte Rache (Sherlock Holmes).

Einzig berechnigte Uebersetzung der weltberühmten Detektiv-Romane von Conan Doyle.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Und du auch. Ich will Ihr sagen, wie schrecklich gut du gewesen bist. Sie kommt uns gewiß am Himmelstör entgegen mit einem Krug Wasser und frisch gebadenem Butzweigenluch, heiß und knusprig, wie sie Bertel und ich gern haben. Wie lange müssen wir noch warten?“

„Ich weiß nicht — nur kurze Zeit.“ Der Blick des Mannes war nach dem nördlichen Horizont zugewendet, wo in der blauen Luft drei dunkle Punkte schwebten, die jeden Augenblick an Umfang zunahmen. Jetzt erkannte man, daß es drei große Vögel mit braunem Gefieder waren, die über den Häuptern der Wanderer freisten und sich dann auf den nächsten Felsippen niederließen. Es waren Buffarde, die Geier des Westens und Vorboten des Todes.

Die Kleine klatschte in die Hände. „Die können aber schön fliegen“, rief sie fröhlich. „Sag' mal, hat denn der liebe Gott dies Land gemacht?“

„Versteht sich“, erwiderte ihr Gefährte, verwundert über die Frage.

„Er hat Illinois gemacht und Missouri, das weiß ich“, fuhr das Kind fort. „Aber diese Gegend ist lange nicht so hübsch, die hat gewiß jemand anders geschaffen und dabei das Wasser und die Bäume vergessen.“

„Willst du nicht jetzt dein Gebet sagen?“ — Die Stimme des Mannes zitterte.

„Soll ich? — Es ist ja noch nicht Abend.“

„Das tut nichts. Wenn's auch nicht die richtige Zeit ist, glaub' nur, Gott hört dich doch. Sag dein Nachtgebet her, wie jeden Abend im Wagen, als wir über die Prairie fuhren.“

„Warum betest du denn nicht selbst?“ fragte die Kleine, verwundert zu ihm aufschauend.

„Ich weiß nicht mehr wie — es ist so lange her, seit ich's getan, ich hab' die Worte vergessen. Sag' du sie mir vor und ich bete mit — noch ist's nicht zu spät.“

„Dann mußt du niederknien und ich auch“, sagte sie, und breitete den Shawl auf die Erde. „Du mußt auch die Hände falten — so — du wirst sehen, wie gut das tut.“

Neben einander knieten sie am Boden, das rosige, ahnungslose Kind und der wetterharte Wanderer. Ihr Unschuldsbild und sein abgegriffenes Antlitz waren nach oben gerichtet, zu dem wolkenlosen Himmel. Vor Gottes Angesicht flehten sie um Gnade und Vergebung; der Ton seiner tiefen, rauhen Stimme wirkte sich in ihr kindliches Vallen. Nachdem das Gebet geworfen war, nahmen sie wieder Platz im Schatten der Felswand und bald schlummerte die Kleine sanft ein, an die breite Brust ihres Beschützers geschmiegt. Seit drei Tagen und Nächten hatte er sich weder Ruhe noch Rast gegönnt, auch jetzt wollte er bei ihr wachen, aber die Natur forderte ihr Recht. Langsam fielen ihm die müden Augen zu, das Haupt sank ihm auf die Brust, sein grauer Bart mischte sich mit den blonden Locken des Kindes und beide lagen zusammen in tiefem, traumlosem Schlummer da.

Wäre der Wanderer noch eine halbe Stunde länger wach geblieben, er hätte ein seltsames Schauspiel erblickt. An dem äußersten Rande der großen Alkaliwüste stieg eine Staubwolke auf, die sich zuerst kaum von dem Dunst der Ferne unterschied, bis sie allmählich höher und breiter wurde und eine dichte, undurchsichtige Masse bildete. Die Wolke wuchs und wuchs, bis kein Zweifel mehr war, daß sie nur durch eine ungeheure sich bewegende Menge entstanden sein könne. Auf der Prairie würde man geglaubt haben, eine der großen Büffelherden, die dort grasen, sei im Anzug, aber hier, in dieser düsteren Wüstengegend, war an dergleichen nicht zu denken. Immer näher an die einsame Felswand, wo die beiden Verschwundenen ruhten, kam der Staubwirbel herangezogen; jetzt unterschied man Fuhrwerke mit leinemem Verdeck, und die Gestalten bewaffneter Reiter tauchten aus dem Dunst hervor. Es war eine Karawane, die nach dem Westen wanderte. Welch ein gewaltiger Zug! — Als die Spitze desselben das Gebirge erreicht hatte, war am Horizont das Ende noch nicht abzusehen. Quer durch die weite Ebene erstreckte sich die lange Linie von Wagen und Karren, Reitern und Fußgängern. Große Scharen von Frauen schwankten daher unter Lasten, die sie trugen, und Kinder trabten neben den Fuhrwerken oder guckten unter der weißen Leinwand hervor. Das konnte kein Trupp gewöhnlicher Auswanderer sein, es war ein ganzes Nomadenvolk, welches Not oder Verfolgung zwang, sich eine neue Heimat zu suchen. Lautes Stimmengewirr und Getöse erhob sich aus der Menschenmenge, dazwischen knarrten die Räder und die Rosse wieherten. Aber die beiden müden Wanderer oben am Felsenabhang weckte der Lärm nicht auf.

An der Spitze der Kolonne ritten etwa zwanzig ernste Männer mit eisenharten Zügen. Sie waren mit Flinten bewaffnet und in grobe Stoffe gekleidet. Am Fuß der Felswand machten sie Halt und versammelten sich zu einem Kriegsrat. „Die Quellen liegen zur Rechten, meine Brüder“, sagte ein Mann mit glattem Gesicht und kurz geschorenem, grauem Haupthaar.

„Ja, rechts von der Sierra Blanca — das ist auch der Weg nach dem Rio Grande“, versetzte ein anderer.

„Fürchtet keinen Mangel!“ rief ein Dritter. „Der Herr ließ einst Wasser aus dem Felsen fließen; er wird seine Auserwählten auch jetzt nicht verlassen.“

„Amen, Amen!“ fiel die ganze Schar ein. Eben wollten sie die Wanderung fortsetzen, als einer der Jüngsten einen Ruf der Ueberraschung ausstieß und nach einer Felsklippe deutete, auf welcher sein scharfes Auge etwas Rotes flattern sah, das sich grell von dem dunklen Gestein abhob. Wie auf Kommando fahten alle die Bügel ihrer Rosse fester und nahmen die Gewehre von der Schulter. Auch galoppierten von hinten neue Reiter scharen herbei, um den Vortrab zu verstärken. „Die Rothäute!“ schallte es aus aller Munde.

„Es können keine Indianer hier in der Nähe sein“, sagte der ältere Mann, welcher den Oberbefehl zu haben schien. „A-

den Bahnen sind wir schon vorbeigekommen und andere Stämme gibt es hier nicht, bis wir jenseits der hohen Berge sind."

"Ich will hinaufsteigen, Bruder Stangeren," schlug einer aus der Schar vor, "und nachsehen, was es bedeutet."

"Ich auch — ich auch," riefen mehrere Stimmen.

"Dast eure Pferde unten, wir wollen hier auf euch warten," gebot der Alte. Schnell stiegen die jungen Burschen ab, banden ihre Pferde fest und kletterten die steile Anhöhe hinauf, rasch und geräuschlos, mit der Sicherheit und Geschicklichkeit geübter Kundschafter. Die Leute in der Ebene sahen ihre Gestalten, die sich klar gegen den Himmel abhoben, von Fels zu Fels aufwärts steigen. Jetzt hatten sie die Stelle erreicht. Es mußte wohl ein seltsamer Anblick sein, der sich ihnen bot — sie hoben ihre Arme in die Höhe und gaben auch sonst durch allerlei Zeichen die höchste Verwunderung zu erkennen.

Auf der Platte, die den Gipfel des kahlen Hügels krönte, erhob sich ein einziger Felskegel, an diesem lehnte ein Mann mit langem Bart und verwittertem Gesicht; seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge zeigten, daß er in festem Schlase lag. Neben ihm aber, die Arme um seinen braunen, sehnigen Hals geschlungen, den goldenen Vodenkopf an seine Brust gebettet, ruhte ein schlummerndes Kind. Die rosigen Lippen der Kleinen waren halb geöffnet, und um ihre lieblichen Züge spielte ein friebliches Lächeln.

Drei Raubvögel, die auf der Felsenspitze über ihnen gesessen hatten, flogen erschreckt auf, als sie der neuen Aufschwümlinge ansichtig wurden. Ihr heiseres Geschrei weckte die Schläfer, die verwirrt um sich blickten. Der Mann richtete sich schlaftrunken auf und starrte in die Ebene hinunter, die noch vor kurzem so verödet gewesen war und auf der es jetzt wimmelte von Menschen und Tieren. "Ein Fieberwahn," murmelte er, die Hand an die Stirn legend. Das Kind stand neben ihm, hielt sich an seinem Rock fest und sah mit großen, verwunderten Augen umher.

Den Rettern gelang es schnell, die beiden Wanderer zu überzeugen, daß, was sie sahen, keine Täuschung ihrer Sinne, sondern Wirklichkeit sei. Einer der jungen Leute hob das kleine Mädchen auf seine Schulter, während zwei andere ihrem bageren Gefährten stehend unter die Arme griffen.

"Mein Name ist John Ferrier," sagte der Gerettete; "ich und die Kleine hier, wir sind die einzig Ueberlebenden von einundzwanzig Personen. Alle übrigen sind auf dem Wege vom Süden her vor Hunger und Durst verstorben."

"Ist es Ihr Kind?" fragten die, welche ihn führten.

"Ja, mir gehört es," rief er mit entschlossener Miene, "ich habe es gerettet. Von heute an heißt die Kleine Lucy Ferrier und niemand, außer mir, hat ein Recht an sie. — Wer seid denn aber Ihr?" fuhr er fort, seine mannbastigen, sonnenverbrannten Netzer neugierig betrachtend, "das sind ja ganz endlose Schwärme, die da herangezogen kommen."

"Fast zehntausend," versetzte einer der jungen Leute. "Wir sind die verfolgten Kinder Gottes, die Auserwählten des Engels Merona."

"Von dem habe ich noch nie gehört," meinte der Wanderer. "Eine schöne Waise Menschen hat er auserwählt."

"Scherze nicht über heilige Dinge," sagte der andere streng. "Du siehst vor dir das Volk, welches an die geoffenbarten Schriften glaubt, die auf goldenen Tafeln dem heiligen Josef Smith in Palmyra übergeben wurden. Im Staate Illinois in Nauvoo hatten wir unseren Tempel gegründet. Jetzt sind wir ausgezogen, um vor den gottlosen und gewaltthätigen Menschen eine neue Zufluchtsstätte zu suchen, und wenn es auch mitten in der Wüste wäre."

Die Erwähnung von Nauvoo schien bei John Ferrier eine Erinnerung zu wecken. "O, jetzt verstehe ich," rief er, "seid ihr nicht die Mormonen?"

"Zawohl, die Mormonen sind wir," riefen alle einstimmig.

"Und wohin geht ihr?"

"Das wissen wir nicht. Die Hand Gottes führt uns durch unseren Propheten. Wir bringen euch zu ihm; er muß entscheiden, was mit euch geschehen soll."

Sie hatten inzwischen den Fuß des Hügels erreicht, wo die Pilger sie umbrängten — bleiche Frauen mit demüthiger Miene, muntere, kräftige Kinder und ernste Männer. Die große Jugend des Mädchens und die völlige Erschöpfung ihres Begleiters entlockte der Menge Ausrufe der Verwunderung und des Mitleids. Von neugierigen Scharen geleitet, schritten die Führer der Geretteten unverweilt vorwärts, bis sie einen Wagen erreichten, der sich durch besondere Größe und prächtige Zierate von allen anderen auszeichnete. Auch war er mit sechs Pferden bespannt, während die andern nur zwei oder höchstens vier hatten. Auf dem Wagen saß ein Mann von etwa dreißig Jah-

ren, mit gewaltigem Haupt und entschlossenem Blick — der Führer des Volkes. Er las in einem Buch mit braunem Einband, das er bei dem Herannahen der Menge beiseite legte, um dem Bericht über das Ereignis ein aufmerksames Ohr zu leihen. Dann wandte er sich in feierlichem Ton an die leibten Wanderer.

"Wenn wir euch mit uns nehmen sollen," sagte er, "so müßt ihr auch unseren Glauben bekennen. Wir dulden keine Wälfie in unserer Hürde. Weit besser, eure Gebeine bleiben hier in der Wüste, als daß ihr wie räudige Schafe die Anstreckung in die ganze Herde traget. Wollt ihr unter dieser Bedingung mit uns ziehen?"

"Ich ziehe mit, unter jeder Bedingung, die ihr stellt," rief Ferrier mit solchem Eifer, daß die Aeltesten ein Lächeln nicht unterdrücken konnten. Der Anführer allein bewahrte sein ernstes, feierliches Wesen.

"Nimm ihn mit, Bruder Stangeren," befohl er, "gib ihm Speise und Trank, dem Kinde auch. Es soll keine Aufgabe sein, ihn in unserer heiligen Lehre zu unterweisen. — Doch jetzt haben wir lange genug gezögert. Vorwärts. Auf nach Zion!"

Auf, auf nach Zion!" riefen die Mormonen im Chor, und der Ruf pflanzte sich in der langen Karawane von Mund zu Mund fort, bis nur noch ein dumpfes Gemurmel aus der Ferne herüberklang. Die Reitischen knallten, die Räder der großen Fuhrwerke setzten sich in Bewegung und bald zog die ungeheure Schar wieder ihres Weges dahin. Der Aelteste, der die Sorge für die beiden Verirrten übernommen hatte, führte sie zu einem Wagen, wo ihrer schon eine Mahlzeit wartete.

"Ihr dürft hier bleiben," sagte er. "In wenigen Tagen werdet ihr euch von euern Anstrengungen erholt haben. Vergeßt aber nicht, daß ihr Euch von jetzt an zu den Bekennern unseres Glaubens zählt. Brigham Young hat es gesagt und aus ihm hat die Stimme Josef Smiths geredet, welche die Stimme Gottes ist."

(Fortsetzung folgt.)

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Humor.

Kunstkenner. Großmann, der sich hat malen lassen, fragt seinen Freund Kleiser, einen gewissen Studienmaier, um seine Meinung über das Bild.

Kleiser: "Es ist ja ähnlich; aber wenn du 2000 dafür bezahlt hast, bist du reingefallen. Da ist noch kein halbes Pfund Farbe auf dem ganzen Dings."

Denkspruch.

Wenig große Lieder bleiben.
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein.
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein.
Schlagen Wurzel, treiben Blüte.
Tragen Frucht und wirken fort:
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichterwort.

Bodenstedt.

Der gefährliche Nagel.

Erzählung von William De Queux.

(Nachdruck verboten.)

Vor drei Jahren, als ich an einem Roman arbeitete, der den Nihilismus zum Gegenstand hatte und der nach mit dem Preßbureau in St. Petersburg in Konflikt brachte, suchte ich den Verkehr der kleinen Kolonie russischer Revolutionäre, die in aller Heimlichkeit in der nordwestlichen Vorstadt Londons einen Zufluchtsort gefunden haben, um meine Personen besser nach dem Leben zeichnen zu können. Ich gewann schließlich ihr Vertrauen und erfreute mich selbst einer ziemlich großen Beliebtheit bei ihnen, nachdem ich mich in einer Reihe von Artikeln in einem Londoner Tageblatt zum Sprecher für russische Freiheit gemacht hatte, wodurch ich die Sympathie des Publikums für die Flüchtlinge in so hohem Grade erregte, daß der Redakteur eine Menge Geldbeiträge erhielt, die er mich bat, an meinen Freund Paul Grigorowitsch, das Haupt der Abteilung von Narodnoe Pravo (das Volksrecht), weiter zu befördern.

Am einem Winterabend, als ich zu Hause saß und in ziemlich verdrüsslicher Stimmung las und rauchte, kam das Dienstmädchen herein und brachte mir einen unsauberen, zerknitterten Brief, der, wie sie sagte, von einer sonderbar aussehenden, fremden Frau abgegeben war. Ich wurde dadurch gerade nicht überrascht, denn ich bekam häufig geheimnisvolle Briefe von meinen Freunden, den Flüchtlingen, wenn sie mich zu sprechen wünschten. Sie üben so große Vorsicht, weil die Geheimpolizei der russischen Gesandtschaft ihnen stets nachspioniert. Ich riß den Umschlag ab und las den Brief, der von einer feinen Frauenhand geschrieben war und folgendermaßen lautete:

„Kommen Sie heute Abend 9 Uhr nach Spring-
Lodge, St. Margarets Road, Regents Park.
Wichtig!“

Ich muß gestehen, daß dieses Schreiben mich überraschte, denn ich kannte niemand, der in dem bezeichneten Hause wohnte und auch die Handschrift war mir unbekannt. Trotzdem beschloß ich, der Aufforderung nachzukommen. Nach einigem Suchen fand ich das bezeichnete Haus. Es lag etwas vom Wege zurück hinter einer hohen Mauer. Die Gegend war ruhig und höchst idyllisch. Jedes Haus lag für sich und trug das Gepräge von Wohlstand, und die nackten Zweige der großen Bäume an beiden Seiten des Weges begegneten sich in der Mitte und bildeten im Sommer jedenfalls ein förmliches grünes Dach. Ich bediente mich des Zeichens, welches ich stets bei Grigorowitsch benutzte, nämlich vier kräftige Züge an der Glocke, und gleich darauf wurde die Tür von einem russischen Dienstmädchen geöffnet.

„Wer sind Sie?“ fragte sie in schlechtem Englisch. Ich nannte meinen Namen und zeigte ihr den empfangenen Brief.

„Harosho! (Gut). Wollen Sie mir gefälligst folgen.“ sagte sie, nachdem sie den Brief bei dem schwachen Schein der Straßenleuchte untersucht hatte. Dann schloß sie das Tor und ging mit mir durch einen gutgepflegten Garten nach dem Hause voran. Dort führte sie mich in ein kleines, hübsch möbliertes Zimmer, durch dessen Fenster man die Aussicht auf einen Tennisplatz hatte. An den Wänden hingen einige gute Gemälde und auf dem Tische bemerkte ich mehrere der Flugschriften, welche die Organisation heimlich im Reiche des Zaren zu verbreiten pflegt.

Einige Minuten später öffnete sich die Tür und eine sehr schöne, junge Russin von ungefähr dreißig Jahren trat ein und begrüßte mich freundlich.

„Guten Abend,“ sagte sie lächelnd. „Mein Vater

wird in einem Augenblick hier sein. Sie sind wohl so liebenswürdig, solange zu warten.“

Ich versicherte, daß ich durchaus keine Eile hätte. Sie bat mich darauf, Platz zu nehmen und bot mir eine Zigarette an, indem sie sich nach russischer Sitte selbst eine anzündete.

Als sie darauf sich auf einen niedrigen Stuhl niederließ, sah ich, daß sie eine große Schönheit mit offenem, unschuldigem Gesicht war, und daß ihre Augen einen bezaubernden und zugleich rührenden Ausdruck hatten. In ihrem braunen, lockigen Haar steckte eine kostbare Diamantnadel und ihr schwarzes Gesellschaftskleid zeigte ihren weißen Hals und ihre schöngeformten Arme.

„Wurden Sie durch meinen kurzen Brief überrascht?“ fragte sie plötzlich, eine Rauchwolke durch den gespitzten Mund blasend.

„Aufrichtig gesagt, ja,“ räumte ich ein. „Wir sind uns ja einander fremd.“

„Entschuldigen Sie, daran hatte ich nicht gedacht,“ sagte sie lachend. „Ich stelle mich Ihnen hiermit also selbst als Prascovie Souwaroff vor. Ich kenne Ihren Namen und weiß, wie Sie unsere Sache unterstützt haben.“

Nachdem ich für das Kompliment gedankt hatte, begannen wir eine alltägliche Unterhaltung, die durch den Eintritt eines hohen, älteren Herrn unterbrochen wurde, dessen eingefallene Wangen und tiefgefurchte Stirn von tiefem Kummer oder langer Hast zeugten.

Prascovie stand schnell auf und stellte ihn vor.

„Mein Vater, Iwan Souwaroff,“ sagte sie, und nachdem wir uns begrüßt hatten, fuhr sie fort: „Jetzt gehe ich, damit ihr miteinander sprechen könnt. Wenn ihr fertig seid, klingelt nur, dann komme ich zurück und plage Sie weiter.“ schloß sie neckisch, sich zu mir wendend, worauf sie munter lachend das Zimmer verließ.

Souwaroff zündete sich eine Zigarette an, setzte sich bedächtig hin, sah mich an und sagte:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie heute Abend hierher gekommen sind. Die Angelegenheit, in welcher ich Ihren Besuch erbat, ist sehr eilig. Ich habe von Grigorowitsch und anderen gehört, daß Sie uns wiederholt in London und St. Petersburg geholfen haben, und ich wage zu hoffen, daß Sie mir vielleicht persönlich eine kleine Gefälligkeit erweisen würden?“

„Wenn es in meiner Macht steht, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein,“ antwortete ich.

„Es wird Ihnen ganz leicht, wenn Sie nur wollen. Es handelt sich nämlich nur darum, dasjenige, was ich hier aufgeschrieben habe, unter den neuesten Nachrichten in den Blättern zu veröffentlichen.“ Indem er darauf ein Blatt Papier aus der Tasche zog, las er mir folgendes vor: „Prascovie, einzige Tochter von Iwan Souwaroff, der nach fünfjähriger Arbeit in den Minen entflohen, starb gestern in London.“

„Starb?“ wiederholte ich überrascht. „Was meinen Sie damit? Ihre Tochter war hier ja vor einem Augenblick frisch und gesund.“

„Ja, ganz richtig,“ antwortete er, geheimnisvoll lächelnd. „Sie sind keiner der Unstigen, sonst könnte ich Ihnen den Grund sagen.“

„Weiß Ihre Tochter es?“

„Nein, nein,“ antwortete er schnell. „Sagen Sie ihr nichts davon. Versprechen Sie mir, die Sache geheim zu halten. Wenn Sie die Nachricht veröffentlichen, werde ich Sorge tragen, daß die Zeitung nicht in ihre Hände gerät.“

„Gut,“ sagte ich, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“

Es war eine sehr sonderbare Nachricht, aber ich wunderte mich nicht mehr über die Handlungen dieser Leute, denn je mehr ich darüber nachdachte, desto verwackelter kamen sie mir vor.

Als er mir unter vielen Dankfagungen das Papier gab, bemerkte ich, daß er an seiner rechten Hand einen Handschuh trug und dachte bei mir, es wäre sonderbar, im eigenen Hause Handschuhe zu tragen.

Einen Augenblick später klingelte er und Prascovie kam wieder herein. „Die Geschäfte haben ja sehr lange gedauert,“ sagte sie scherzend und sah mich lächelnd an. „Jetzt ist es aber damit vorbei und nun wollen wir wieder plaudern.“

Das war mir gar nicht unangenehm und ich nahm unsere Unterhaltung wieder auf. Dann erzählte Souwaroff Geschichten von seiner Gefangennahme, seinem Transport nach Sibirien, der Arbeit in den Silberminen von Kara, seiner Flucht und seiner Reise nach England, wo er wieder mit seiner Tochter zusammengetroffen war. Er sagte, einige Engländer meinten, Rußland wäre noch nicht reif für die Freiheit, welche Narodnos Prábo wünschte, aber er versicherte mir, daß die Zeit der Alleinherrschaft vorbei wäre und daß das russische Volk vollständig geeignet wäre, sich selbst zu regieren. Nachdem er noch einige spannende Abenteuer erzählt, die er auf seiner Flucht erlebt hatte, setzte Práscovie, die mir eine Tasse Tee gebracht, sich ans Klavier und sang ein altes russisches Liebeslied voll Harmonie und Stimmung.

Ihr Vater hatte uns inzwischen verlassen und als sie ihren Gesang beendet hatte, drehte sie sich um und fragte nach den Geschäften ihres Vaters mit mir. Natürlich mußte ich ihr die Befriedigung ihrer Neugier versagen, und auf meine Aufforderung lehrte sie ans Klavier zurück und begann ein neues Lied. Als sie den zweiten Vers begann, ertönte vom Entree lärmende Rede, lautes Lachen und Begrüßungen in russischer Sprache. Es war offenbar jemand gekommen, der vom Wirt willkommen geheißen wurde.

Práscovie hörte es und schwieg.

Einen Augenblick sah sie da und lauschte. Ich bemerkte, daß ihr Gesicht einen sorgenvollen Ausdruck annahm und daß ihre Wangen erblaßt waren.

Gleich darauf hörte ich das Dienstmädchen einen Ruf ihres Gebieters beantworten und nach kurzer weiterer Unterhaltung rief eine joviale Stimme: „Dobroi notsche (gute Nacht), Souwaroff!“

Der Angeredete antwortete in munterem Tone, die Haustür wurde zugeworfen und mein Wirt lehrte zu uns zurück.

Als er hereinkam, sagte er auf polnisch einige Worte zu seiner Tochter. Es mußte etwas Erschreckendes sein, denn sie stieß einen Angstschrei aus, schwankte und wäre beinahe gefallen.

Sie nahm sich zwar schnell zusammen, sank aber in sehr gedrückter Stimmung in ihren Lehnstuhl zurück. Das Haupt auf die Brust gesenkt, blickte sie gedankenvoll auf ihre Füße.

Souwaroff sah aus, als wäre er zehn Jahre älter geworden, seit er vorher das Zimmer verlassen hatte, und obgleich ich versuchte, die Unterhaltung wieder aufzunehmen, antwortete er mir doch nur einsilbig.

Ich wunderte mich über diese plötzliche Veränderung. Selbst wenn der Gast ihnen nicht willkommen gewesen war, konnte ich in seinem Besuche doch keinen Grund sehen, in so schlechte Laune zu geraten.

Ich blieb zum Abendessen und als ich mich verabschiedete, warf Práscovie einen Schall über ihre Schultern und begleitete mich nach dem Gartentor. Ich sprach den Wunsch aus, einmal abends wiederkommen und ihre stimmungsvollen lautstarken Lieder hören zu dürfen, aber das schien ihr ganz gleichgültig zu sein. Sie sagte mir nur förmlich „gute Nacht“, und als sie mir die Hand gab, kam es mir vor, als ob sie zitterte.

Ich entfernte mich und das Gartentor wurde hinter mir geschlossen.

Langsam und gedankenvoll ging ich die beinahe menschenleere Straße entlang. Die Nacht war frostklar und ich hörte keinen andern Ton, als meine eigenen Schritte. Ich mochte ungefähr fünf Minuten gegangen sein, als ich plötzlich einen großen, dunklen Gegenstand quer über dem Trottoir liegen sah, aber die Beleuchtung war so schlecht, daß ich nicht sehen konnte, was es war. Ich blühte mich, um das Hindernis auf meinem Wege zu untersuchen, und bemerkte, daß es ein Mann war.

Er mußte berauscht sein und ich gab ihm deshalb einen kleinen Stoß, indem ich ihn aufforderte zu erwachen. Das half indessen nicht und nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn zu wecken, zündete ich ein Streichholz an und leuchtete ihm ins Gesicht.

Als ich die Leichenblässe seines Gesichtes und die gebrochenen Augen sah, wurde mir die Wahrheit klar. Er war tot.

Der Mann konnte nicht über fünfundsiebzig Jahre alt sein. Er hatte graue Augen, blondes Haar und eben solchen Bart und aus seinem Anzug schloß ich,

daß er der besseren Gesellschaftsclasse angehörte. Sein bieder Ueberzieher war zugeknöpft und um den Hals trug er ein seidenes Tuch.

Ich sah auf den ersten Blick, daß menschliche Hilfe hier vergebens war, und nach kurzem Besinnen ging ich fort, um einen Schuttmann zu suchen.

Es währte nicht lange, bis ich einen solchen fand, und wir gingen zusammen nach der Stelle, wo die Leiche lag. Es kam bald weitere Hilfe, und nachdem ein Arzt, der in der Nähe wohnte, das Leben für erloschen erklärt hatte, wurde die Leiche nach dem nächsten Leichenhause gebracht. Wegen der vorgerückten Stunde und der ruhigen Nachbarschaft sammelte sich keine Schar von neugierigen Zuschauern. Außerdem war ja auch nichts Auffsehen- oder Schreckenerregendes an der Leiche, da sie keinerlei Spuren von Gewalt zeigte.

Bei der nachfolgenden gerichtlichen Untersuchung erschien ich, um eine Erklärung abzugeben. Der Arzt sagte aus, der Unbekannte wäre am Herzschlag gestorben, und das Erkenntnis der Jury lautete: „Eines natürlichen Todes gestorben“. In den Taschen fand sich nichts, was den Unglücklichen identifizierte, und obgleich die Polizei sein Signalement bekanntmachte, wurde er doch drei Tage später in ein namenloses Grab gelegt.

Ich hatte die merkwürdige Todesanzeige, welche Souwaroff mir gegeben, in die Zeitungen einrücken lassen, und an dem Tage, als die gerichtliche Untersuchung stattgefunden hatte, machte ich wieder einen Besuch in seiner Wohnung in Springfield Lodge. Nur Práscovie und das Dienstmädchen waren zu Hause. Ich plauderte eine Weile mit der hübschen Russin und erzählte ihr auch mein unheimliches Erlebnis an dem Abend, als ich von ihnen nach Hause gegangen war.

„Ah,“ rief sie, mich unterbrechend, „Sie haben nicht nötig, mir das zu erzählen. Ich weiß aus der Zeitung, daß Sie ihn fanden. Die gerichtliche Untersuchung hat heute stattgefunden. Ich bin sehr neugierig auf das Erkenntnis der Jury.“

Ich teilte es ihr mit, und sie stieß unwillkürlich einen kleinen Freudenschrei aus. Ich fand im Augenblick nichts Merkwürdiges darin, aber als ich später daran dachte, wunderte ich mich über diese Freude.

„Kennen Sie seinen Namen?“ fragte sie mit lebhaftem Interesse.

„Nein. Man fand nichts bei ihm, was ihn identifiziert.“

„Armer Mann,“ seufzte sie teilnehmend. „Ich möchte wissen, wer er war.“

Dann begannen wir von anderen Dingen zu sprechen. Wir rauchten mehrere Zigaretten und nachdem ich mich eine Stunde aufgehalten, empfahl ich mich und ging, nahezu bezaubert von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz.

Als ich acht Tage später wieder die Glode an der Villa in Springfield Lodge zog, kam niemand, um mir zu öffnen und es nützte nicht, daß ich mein Klingeln mehrere Male wiederholte. Endlich sagte mir ein zufällig vorbeigehender Postbote, die Bewohner des Hauses wären vor fünf Tagen plötzlich abgereist und hätten keine Adresse hinterlassen.

Durch diese plötzliche Abreise überrascht, ging ich zu Grigorowitsch, der in der Nähe wohnte, und erzählte ihm von meinen Freunden und ihrer plötzlichen Abreise.

(Fortsetzung folgt.)

Reklame.

Ein unternehmender Seifenfabrikant ließ auf jeder Säule, jeder Mauer, jeder Bretterwand, kurz überall, wo man es ihm gegen Geld und gute Worte gestattete, in fetter Schrift die Mahnung anbringen: „Kauft Schmidts Seifen!“ Sein Konkurrent begann sich lange, wie er eine bessere Reklame machen könne. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. Überall wo Schmidts kategorischer Imperativ in schwarzen Buchstaben zu lesen war, sah man einige Tage später dicht darunter in leuchtend roten: „Wenn ihr nicht Lehmanns Seifen erhalten könnt.“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Der Geist, der will, hat Wunderkraft!